

Glatze

Erzählung von Marcus Hammerschmitt

<http://www.cityinfonyetz.de/homepages/hammerschmitt/high.html>

Was mich gleich am Anfang gestört hat, war diese Glatze. Die absurde Kopfeichel, die mir der Gefangene entgegenstreckte. Da wurde ich gleich wütend, als er mir auf dem Stuhl gegenüber saß. Ansonsten war er eher unauffällig, sagte nichts, wollte nichts, tat nichts. Hat mir auch nicht einmal in die Augen gesehen, wenn ich mich richtig erinnere. Die anderen hatten ihn gut gefesselt, aber ich legte meine Pistole vor mich auf den Tisch, damit er gleich Bescheid wusste. Mein Auftrag war nur ihn zu bewachen. Früher bin ich auch bei Verhören eingesetzt worden, aber jetzt bewache ich nur noch.

Der kleine Krieg dauert jetzt schon zehn Jahre, da verrohen die Sitten. Vor dem Krieg habe ich auch an Gott geglaubt, aber er erlaubt zu schlimme Dinge. Ich habe Sachen gesehen, die mich nicht mehr loslassen. Man sagt sich: Das ist der kleine Krieg, er hat ja mal kommen müssen, und im Krieg ist alles normal, wirklich alles, aber dann passiert wieder was, und man ist doch aufgewühlt.

Vor dem Krieg war ich Lyriker, aber es hat nichts eingebracht. Hauptsächlich Naturlyrik, ich habe alles weggeworfen. In der Brigade war mir dieser Hang zur Kunst peinlich, ja, ich hielt ihn für gefährlich. Ich wollte das verheimlichen. Aber dann erkannte mich ein neuer Kamerad wieder. "Ich kenn dich. Du warst früher Dichter. Ich war bei einer deiner Lesungen." Als die andern von ihren Fressnapfen aufschauten, dachte ich: Jetzt stellen sie mich an die Wand. Ein Lyriker im kleinen Krieg, wer glaubt denn so was. Der Rottenführer, der gleich neben mir saß, knurrte. "Ist das wahr?" Ich nickte und wollte meine Angst nicht zeigen. "Rezitier was", sagte der Rottenführer. Alle waren erstaunt. Dass der Rottenführer überhaupt solche Wörter in den Mund nahm. "Na los!", sagte er. Ich sagte eines meiner Gedichte auf, an das ich mich noch erinnerte. Über die Berge. Schnee und Einsamkeit und so was. Nachdem ich fertig war, fiel mir ein, dass ich wohl zwei Zeilen in der Mitte vergessen hatte. Aber wieder anfangen, das ging wohl kaum. Die anderen wussten nicht richtig, wie sie reagieren sollten. Aber der Rottenführer sagte: "Warum erfahre ich davon erst jetzt, du Holzkopf? Ab jetzt kommst du von der Front weg und machst

uns Lieder! Ich melde das nach oben!" Danach wurde ich hauptsächlich in der Gefangenenbewachung eingesetzt. Und wenn wir einen neuen Straßenzug erobert oder mehr als fünf Kameraden auf einmal verloren hatten, sollte ich ein Lied machen. Das geht jetzt relativ schnell, weil ich auch eingesehen habe, dass es sein muss.

Wenn man so lange an einem Krieg teilgenommen hat, und sei es nur an einem kleinen, weiß man oft auch gar nicht mehr, dass man eigentlich kein gewalttätiger Mensch ist. Erst neulich hatte ich wieder meinen Traum von der Flugzeugentführung. Ich und ein paar Kameraden haben ein Flugzeug entführt. Zivilen Flugverkehr über Mitteleuropa gibt es ja kaum noch, aber im Traum fühlt sich alles real an. Man geht nicht auf unsere Forderungen ein, und wir müssen anfangen, Geiseln zu erschießen. In diesem Moment sehe ich mich immer von hinten, mit einer Pistole in der Hand. Ich befinde mich nicht in dem entführten Flugzeug, sondern laufe durch eine Gangway, auf den Ort der Hinrichtungen zu. Da wird mir plötzlich klar, dass ich nicht mitmachen kann. Ich kann keinen von den Passagieren vor mir hinknien lassen, um ihm das Licht auszuknipsen. Das heißt aber auch, dass meine Kameraden mich erschießen werden, denn einer wie ich, der die notwendigen Entscheidungen nicht fällen kann, ist bei so einer Flugzeugentführung bloß ein Sicherheitsrisiko. Aber im Traum gehe ich weiter, auf meine Erschießung zu. Das ist nun alles sehr sonderbar, weil ich im wirklichen Leben bisher immer die notwendigen Entscheidungen gefällt habe, der Krieg verlangt das. Ich behalte diesen Traum ganz für mich. Die Kameraden würden mich nur komisch ansehen. Aber wenn man so etwas träumt, das sagt doch etwas aus.

Glatze wollte nicht schlafen. Immer wieder hob er seinen Glatzenkopf und seufzte. Das ging mir an die Nieren, das Geseufze. Außerdem wusste ich nicht, ob er zu den anderen gehörte, oder einer von uns war, der Bockmist gebaut hatte. An der Kleidung war es nicht zu erkennen, wir tragen alle zivil. Immer wieder hob er den Kopf an und seufzte, das war kaum zum Aushalten. Es hatte schon etwas Tierisches an sich.

Wir haben auch eine Philosophie, aber es hat gedauert, bis ich herausgefunden habe, welche das ist. Sie versteckt sich hinter einer gewissen Unruhe, die vor allem in den letzten Monaten immer deutlicher spürbar wird. Die größte Unruhe auch im

kleinsten Krieg gilt natürlich der Frage, ob man denn überleben wird. Man stellt ja einen Zustand her, indem man sich das stündlich fragt. Aber unsere Unruhe hat noch einen anderen Grund: Wir finden kaum noch etwas, was wir zerstören können. Warum macht uns das unruhig? Wir könnten doch immer zufriedener werden, oder? So einfach ist das nicht. Wir finden zwar kaum noch Ziele, aber wir wissen eben nicht, ob schon alles kaputt ist. Und darauf kommt es an. Man müsste wissen, ob es nicht doch noch einen Funken Hoffnung gibt, denn wenn es den gibt, war alles vergebens. Die Hoffnung ist das größte Gift. Erst ist es nur eine kleine Hoffnung, dann wächst sie sich aus, und man denkt, man kann alles zum Guten wenden. Und daraus entstehen dann Krieg und Leid. Die Hoffnung ist der gefährlichste Kriegstreiber. Erst wenn sie völlig verschwunden ist, kann Frieden sein. Ganz schrecklich der Gedanke, dass bei unserer Arbeit ja nicht nur Dinge vergehen, sondern andere Dinge auch wieder entstehen. Wir müssen Bunker bauen, wir müssen den Nachschub sichern, man freundet sich miteinander an, ich mache meine Lieder, wenn sie fällig werden, wir begraben unsere Toten. All das ist Zivilisation und Kultur. Man sitzt kaum gemeinsam über den Fressnapfen und denkt schon wieder an Gesellschaft. So dass also eine gewisse Hoffnung in die Zerstörung hineingeschmuggelt wird. All das macht uns in der Miliz unruhig, und aus der Unruhe entstehen Fehlentscheidungen.

Immer nur Gewehre, Pistolen und Messer. Manchmal auch ein paar Sprengungen mit selbstgebastelten Bomben. Selbst Schwarzpulver kommt wieder zum Einsatz. Während wir philosophisch bis ganz ans Ende der Hoffnung gehen, sind wir militärtechnisch wieder in die frühe Neuzeit zurückgefallen. Als es noch Fernsehen gab, habe ich einmal eine Sendung über die Belagerung Wiens gesehen, und wie knapp das war, dass Europa nicht von den Türken überrannt wurde. Die Zündschnur an der entscheidenden Mine brannte schon, sie hätte die Stadtmauer für das Belagerungsheer geöffnet. Was muss das für ein Leben gewesen, damals in der frühen Neuzeit. Alles war früh und neu, Amerika wurde entdeckt, überall ging es hinaus, hinaus, die Welt hatte zahllose Notausgänge. Dann kam der Dreißigjährige, und alles war schon wieder spät. Obwohl wir militärtechnisch wieder in der frühen Neuzeit sind, sind wir auch spät. Wir müssen dem Rottenführer jedes alte Magazin über Wafentechnik bringen, das wir in den zerfledderten Buchhandlungen, Kiosken usw. finden. Er liest sie alle. Nicht weil er etwas für den Kampf lernen will. Es ist wie Por-

nographie für ihn, er liest von schönen Dingen, die er nicht haben kann. Keiner kann sie mehr haben.

Die meisten Abschüsse haben die Heckenschützen, ein einziger von ihnen kann einen ganzen Straßenzug kontrollieren. Wenn die Frauen nicht selber kämpfen, flechten sie selbstgemachten Stacheldraht, oder basteln mit einfachen Mitteln kleine Minen.

Später kam dann der Rottenführer zu mir herunter in den Keller. Er war offensichtlich betrunken, roch nach dem Kartoffelschnaps, den wir hier so haben. Aber er wollte sich nichts anmerken lassen und sprach klar und deutlich. Ob es mir gut gehe? Ob der Gefangene etwas gesagt habe? Ob es irgendwelche besonderen Vorkommnisse gegeben habe? Ich verneinte drei Mal. Bei all dem Gerede wachte der Gefangene auf, der einige Zeit vorher glücklicherweise eingeschlafen war. Der Rottenführer war weiter in Gesprächslaune. Wann ich zum letzten Mal eine Frau gefickt habe? Oder ob ich gar einer von der anderen Seite sei? Ob ich eigentlich mit meinem Schwanz zufrieden sei? Auf diese Fragen antwortete ich nicht, denn nun war vollkommen klar, dass der Rottenführer besoffen war wie ein Schwein, das die vergorenen Kirschen gefunden hat. In diesem Zustand kannte ich solche Ausfälligkeiten von ihm. Der Gefangene, jetzt völlig wach, begann wieder auf diese entnervende Art zu seufzen. Der Rottenführer drehte sich abrupt um und ließ mich mit dem seufzenden Gefangenen allein. Es ist im Krieg wie sonst auch, man kann sich seine Vorgesetzten nicht aussuchen.

Da saßen wir also dann wieder, der Gefangene und ich. Vor mir auf dem Tisch lag weiterhin meine Pistole. Ich überlegte, ob ich den Gefangenen knebeln sollte, um ihn am Seufzen zu hindern, aber man ist ja auch kein Unmensch, und ich ließ es bleiben. Am meisten störte mich immer noch die Glatze, die im Schein der Neonröhre wie eine gut polierte Billardkugel glänzte. Eigentlich fand ich gut, dass wir Licht hatten, auf unserem Dach oder auf irgendeinem Dach in der Nähe funktionierten also die Solarzellen noch. Aber dass ich mir deswegen diese Glatze ansehen musste, fand ich dann wieder nicht so gut. Zum ersten Mal schaute ich mir die Kleider des Gefangenen genauer an. Vor dem kleinen Krieg wäre so eine einfache Jeanskombination vollkommen unauffällig gewesen. Aber jetzt machte sie Eindruck, denn sie sah fast neu aus. Der Kerl musste irgendwie ein gut erhaltenes Warenlager aufgetan haben.

"Hältst du jetzt mal die Fresse?", sagte ich zu ihm wegen der Seufzerei. Er hob nicht einmal seinen Kopf. Zuerst dachte ich, er habe mich überhaupt nicht verstanden, aber dann wurden die Seufzer doch leiser, und sie kamen seltener. Dann fing er an zu schnarchen. Wie man mit hängendem Kopf schnarchen kann, ist mir ein Rätsel, aber er schaffte es. "Was jetzt?", dachte ich. "Soll ich ihn aufwecken, damit ich ihm auch das Schnarchen verbieten kann?" Widersinnig. Ich muss wohl ebenfalls müde gewesen sein, denn obwohl ich das nicht wollte, schlief ich auch ein und träumte sogar. Vor meinen Augen wurde ein Pferd geschlachtet. Nirgendwo sah man Messer oder sonstige Waffen. Die Schlachter, deren Gesichter völlig verwischt waren, beherrschten ihre Kunst so perfekt, dass sie keine Klingen brauchten. Sie zerlegten das Tier mit bloßen Händen. Danach aßen sich alle wieder einmal so richtig satt.

Als ich dann aufwachte, und wieder die glänzende Glatze des Gefangenen da hängen sah wie eine perverse, nicht in die Umgebung passende Frucht, bekam ich doch eine unglaubliche Wut. Ich verfluchte den Rottenführer, den Gefangenen, mich, mein Leben, den ganzen Krieg. Wie konnte alles nur so sein wie es war. Ich hätte das ganze Haus auseinander reißen mögen. Es roch auch noch, als hätte sich der Gefangene in die Hose gepisst. Am Ende hatte ich gar keine Wahl. Ich nahm die Pistole, entsicherte sie und schoss dem Gefangenen in den Kopf. Der Knall war nicht laut, der Gefangene bewegte sich gar nicht viel, das Loch in der Glatze war gar nicht so groß, und es blieb eigentlich alles ganz normal. Aus meiner Pistole trat der übliche Rauch aus. Für einige Sekunden verspürte ich einen tiefen Frieden, wie lange nicht. Aber mit der Erleichterung kamen auch die Bedenken. Was würde wohl der Rottenführer dazu sagen, dass ich den Gefangenen erschossen hatte? Vielleicht war er wichtig gewesen, und man hatte mir vertraut. Dafür sprach immerhin, dass man mir den Keller des Hauses zugewiesen und mich die ganze Zeit in Ruhe gelassen hatte. Auch die schöne Jeanskombi war ruiniert, überall Blut. Wahrscheinlich hatte ich einen Fehler gemacht, für den ich würde büßen müssen.

Ich wollte aktiv bleiben und mein Schicksal annehmen. Also beschloss ich, nicht darauf zu warten, bis mein Fehler entdeckt würde, sondern von mir aus reinen Tisch zu machen. Ich nahm meine Pistole und verließ den Keller. Auf dem Gang flackerte eine einzelne Neonröhre, und ich hatte gleich den Eindruck, dass etwas nicht stimmte. Alles war still. Ein seltsamer Geruch lag in der Luft, ich musste husten.

Auf dem Weg nach oben, ich schwenkte meine Pistole hin und her, entdeckte ich eine Leiche nach der anderen. Hursky, Kölz, Gonzalez, Miller, sie alle lagen auf dem Boden, tot, mit grauen Gesichtern. Als ich die ersten grünen Kartuschen fand, war die Sache klar. Während ich und der Gefangene in dem Keller geschlafen hatten, war es zu einem Angriff gekommen. Seit Wochen hatten Gerüchte die Runde gemacht, dass es einer gegnerischen Gruppe gelungen war, Giftgas aufzutreiben oder selbst herzustellen, und hier hatte ich den Beweis. Ich beendete meine Durchsuchungsaktion, weil ich genau wusste, dass ich der einzige Überlebende war. Das Gas hatte seine Wirkung verloren, bevor es in den Keller gedrungen war. Der Feind war auch wieder verschwunden. Ich setzte mich ein wenig hin, um auszuruhen und nachzudenken. Draußen würde der bald der Morgen anbrechen, es war schon nicht mehr schwarze Nacht. Ich musste einen Entschluss fassen, und tat das einzig Richtige: Ich durchsuchte die Toten im Haus, um mich mit Waffen, Munition und Proviant auszurüsten. Dann machte ich mich sofort auf, um eine neue Brigade zu suchen.